

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 1

Artikel: Herbszeitlosen
Autor: Meyer, Traugott
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662970>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Nun ja — mittelmässig! Die verdammten Ameisen haben mich dann und wann arg zer-bissen ... Als der Abend kam, machte ich mich wieder auf die Socken. Dabei hütete ich mich natürlich, irgendeinem Menschen zu begegnen. Meist schlich ich den Waldsäumen entlang oder am Rand der hohen Getreidefelder. Ich wusste, dass die Schweizer Grenze nicht mehr fern war — aber wo ich sie erreichen und überschreiten konnte, davon hatte ich keine Ahnung. Dann, just als die Nacht einsank, geriet ich in einen dichten Wald ...»

«Und verlorst die Richtung?»

«Völlig! Wie ein Blinder tappte ich durch das Gehölz, durch Busch und Dorn. Auf einmal packte mich der cafard, und ich rannte los, in die Dunkelheit hinein, von einer kalten, sinnlosen Angst gehetzt ... Wäre ich in diesem Augenblick einem Deutschen begegnet, ich wäre ihm um den Hals gefallen.»

«Non ...!»

«Mais si, mon vieux! — Aber ich lief keinem Boche in die Klauen. Plötzlich ging der Wald zu Ende ... und keine dreihundert Schritte vor mir, auf einer flachen Hügelkuppe, brannte ein mächtiges Feuer. Sein roter Schein stieg hoch in den Himmel hinauf, mit langen, leckenden Flammen. Und das sonderbarste ... ein Lied klang zu mir herüber, eine schwere, getragene Weise, die mir irgendwie bekannt vorkam. Sie klang wie ein Choral ... oder wie eine Hymne ... nein, es war kein Kunstgesang, bewahre! Lauter Männerstimmen, heisere Tenöre und knarrende Bässe ...»

Der kleine Duplessis zerbiss seine Gauloise: «Soldaten? Schweizer?»

«Ja — feldgraue Männer, die das Feuer umringten und sangen. Ihre Silhouetten standen wie gestochen vor der roten Glut. Ich starrte gebannt auf das Bild — saisi ... non — bouleversé. Bis ich plötzlich begriff: du bist gerettet. Du bist schon jenseits der Grenze, auf fremdem Boden. Es ist der erste August, und diese Männer feiern ihren Tag der Freiheit, ihren quatorze juillet, wenn ich so sagen darf. Das Feuer da drüben im Dunkel, das ist ihr Symbol. Du bist den Boches entronnen — du bist gerettet ...»

Jolys Stimme schwankte. Auf seiner Stirn glänzten Schweisstropfen. Aber er nahm sich noch einmal zusammen.

«...Auf einmal konnte ich mich nicht mehr halten. Ich ... ich rannte wieder los, den Hügel hinan, auf das Feuer zu, heulend-schreiend. Sie

liefen mir entgegen, hielten mich auf, umringten mich. Und als sie mich erkannt hatten, einen kleinen, gehetzten, verängstigten Franzosen — da nahmen sie mich auf an ihrem Feuer. Und heute, sechs Tage später, bin ich hier, bei euch, in diesem ‚Foyer du soldat‘ ...»

Immer leiser war Jolys Stimme geworden. Jetzt legte er beide Arme vor sich hin auf den Tisch, bettete sein zuckendes Gesicht hinein und lag still. Nur über seine Schultern lief dann und wann ein jäher Schauer.

Die Kameraden schauten auf ihn nieder und schwiegen. In ihren Augen las ich Mitleid, Trauer, Leid, Gram — und eine leise Hoffnung. Endlich nahm mir der kleine Duplessis die Teekanne weg, goss rasch eine neue Tasse ein und bot sie Joly mit seinem jugenhaften Lächeln an:

«Hier, mon vieux! Tee mit Sacharin ça guérit ton cœur!»

Langsam hob Joly den Kopf. Und wahrhaftig, nach ein paar atemlosen Sekunden lächelte er auch.

Traugott Meyer

H E R B S T Z E I T L O S E N

Nun ist wieder ihre Zeit. Sie kommen so sicher und genau an wie andere Blumen. Sie halten ihre Wochen und Tage ein wie Veilchen, Rosen und Astern. Was können sie dafür, dass sie im Herbst blühen und im Frühling darauf ihre Frucht tragen? Dadurch widersetzen sie sich freilich dem üblichen Ablauf des Jahres und der gewohnten Ordnung; aber zeitlos sind sie trotzdem nicht.

Die Herbstzeitlosen haben ihre Zeit. Wenn am Morgen bis gegen Mittag Nebel durchs Tal kriechen, wenn das Laub sich färbt und raschelnd von den Zweigen löst, wenn die Wiesen abgemäht, die Kornäcker bis auf stumpfe Stoppeln leer sind und der kühle Abendwind von den Pflanzäckern her den warmen Rauch und beizenden Geruch verbrannter Stauden in die Dörfer

trägt, dann stehen sie plötzlich da wie blasse Kelche. Aus dem kurzen, struppigen Rasen am Waldrand, im feuchten Talwinkel, dem Bach entlang, über die magere Schrattenhalde hin züngeln auf einmal schmale, bleiche Flammen: zartrosa, lila.

Sie brennen nicht, zünden nicht, locken nicht an. Sie mahnen eher an schüchterne, kränkliche Kinder, die sich aus dem lauten Leben ihrer lebhaften Altersgenossen zurückziehen und stille Winkel aufsuchen, um gleichsam ungestört und ungesehen die Zeit zu verbringen. Schon ihre Farbe erinnert an blutleere Wangen, ihre zierliche Form an schmale, schwächliche Gestalten. Und ihr scheues Gehaben stimmt wehmütig. Es kommt uns wie ein kurzes Abschiednehmen und Sichverflüchtigen vor.

Aber passt es nicht in das Bild dieser Tage und Wochen? Ist es nicht einer der führenden Farb- und Gefühlstöne, die dem Herbst und Vorboten des Winters so eigen sind wie das braune, fallende Laub, die milchweissen Nebel, wenn sie sich silbern fäseln, und die Schwärme fortziehender Zugvögel? Auch die Herbstzeitlosen deuten auf die Flucht der Zeit hin. Auch sie mahnen an das Schwinden der Tage, an Niederstieg und Ende des Jahres. Aber sie schreien ihre Botschaft nicht laut in die Welt, sie hauchen sie abseits von der vielbegangenen Strasse leise aus. Man muss aufhorchen, um sie zu vernehmen.

Man muss die grosse Strasse verlassen und zu ihnen hingehen, nicht mit andern, sondern allein. Dann vernimmt man, was diese kelchschlanken Blumen in ihrer zarten Farbe, aus ihrer zärtlichen Gestalt und durch ihre rührende Gebrechlichkeit sagen wollen. Es ist ein Appell an das mitfühlende Herz, nicht zu vergessen, dass das Jahr nur ein immer wiederkehrendes Beispiel für das Leben darstellt und dass jeder Frühling verblüht, jeder Sommer in den Herbst einmündet und jeder Herbst im Winter endet.

Man hört das nicht gern, auf jedenfalls nicht so gern wie das Wunschprogramm des Schneeglöckleins und die Frohbotschaft der Kirschblüte. Man liebt aber auch die Herbstzeitlose selber nicht — wenigstens allgemein. Schon als Knabe hörte ich die Leute des Dorfes über sie mehr klagen oder wettern als loben. Sie sei das Zeichen schlechten Bodens und magern Rasens. Nicht umsonst würde sie von den Kühen verschmäht, verabscheut. Und beim Grasmähen im Frühjahr kämen einem die zähen Blätter und

ledernen Fruchtknollen überall böse in den Weg. Man sollte das Unkraut ausreissen und vertilgen. Aber das brauche halt Zeit und Kraft — und nütze doch nichts.

Sorgar meine Mutter, die doch eine Blumenfreundin, ja Blumennärrin war, sah die Herbstzeitlosen nicht gern. Als ich ihr einmal — noch im Hosenpumpfalter — voller Freude eine Handvoll brachte, wies sie mich barsch ab: «Wirf sie sofort in den Mistkübel! Sie sind giftig. Und jetzt wasch deine Hände, dummer Bub! Aber tüchtig und mit Seife!» Natürlich kam zum Wasser aus dem Küchenhahn noch Augenwasser. Es war wahrscheinlich das erste Mal, dass ich meine liebe Mutter gar nicht verstand. Nicht nur, weil sie mir die Freude endgültig vernichtet hatte, sondern weil sie die wunderschönen, hauchzarten Blumen «giftig» nannte.

Als grösserer Knabe — schon im Strögelalter — erlebte ich noch einmal einen Auftritt wegen Herbstzeitlosen. Es war in der Bezirksschule. Wir mussten Herbstzeitlosen zum Zeichnen und Malen mitbringen. Wir Knaben freuten uns darauf; aber die meisten Eltern, vorab die Väter, waren nicht zufrieden damit. Ob der Lehrer nicht mehr recht im Strumpf sei, hiess es an einigen Familientischen. Es wäre willsgott gescheiter, er würde die Buben zusammenrufen und mit ihnen das Land durchstreifen, um diese Teufelsblume auszusteichen. Noch zeichnen und malen! Als ob man nicht sonst schon viel zu viel solches Zeug hätte.

Ich gebe es zu: Kinder sollen die Herbstzeitlosen nicht wie ein Schlüsselblümchen oder Margritchen in den Mund stecken. Man soll sie überhaupt lieber stehen lassen. Ich gebe weiter zu, dass sich der Bauer im Frühling hin und wieder über Blätter und Früchte ärgern kann. Sie lassen dem guten, milchbringenden Gras nicht genügend Platz und hindern das Mähen. Das alles darf aber kein Grund zum Hassen dieser zarten, schönen Blume sein.

Auch die Herbstzeitlosen haben, wie ihre Blumengeschwister, wie überhaupt jedes Lebewesen das Recht, ihr Wachstum zu vollbringen, ihr bescheidenes Dasein zu erfüllen. Seien wir wenigstens anständig zu ihnen! Wem es gegeben ist, ein wenig mitzufühlen, der schenke ihnen von seiner Liebe. Er freue sich an ihnen und achte auf das, was sie ihm sagen können. Dann wird er nicht ohne Dank durch die Herbsttage in den Winter gehen.

Die Herbstzeitlosen meinen es gut mit uns.